



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Geist weht, wo er will

Der Geist weht, wo er will

Von Schw. M. Ewara,
Süd-Afrika

Es war vor sieben Jahren; damals war ich Leiterin einer Missionschule auf einer Neugründung im Tembuland, Kapkolonie. Unsere Missionsstation St. Gabriel war die einzige katholische Mission in jener Gegend, in welcher nur Andersgläubige verschiedener Sekten und auch noch viele Heiden wohnten. Unsere Schule war von Anfang an sehr stark besetzt.

Ich hatte es meinen Schülern anbefohlen, mir es immer zu melden, wenn irgend jemand krank wurde. Das taten sie auch getreu. Nach der Schule ging es dann hoch zu Roß auf Krankenbesuch. Einmal war es mir unmöglich, für drei Tage meine gewohnten Ausgänge zu machen, da es fürchterlich regnete. Ich mußte auch die Schule ausfallen lassen, weil der mächtige Isomofluß, der dicht an der Talmulde, in der wir wohnten, vorbeifloß, hoch angeschwollen war. Am vierten Tage faßte mich eine große Unruhe, worüber ich mir nicht Rechenschaft geben konnte. Es zog mich hinaus in die Mission. Unsere Schwester Oberin jedoch verbot mir ernstlich jeden Ausgang, denn Felder und Wiesen waren ganz überschwemmt. Dies war vormittags.

Nachmittags hellte sich der Himmel auf und damit vermehrte sich meine Unruhe. Ein unbestimmtes Gefühl drängte mich fort. Auf meine abermaligen Bitten erlaubte es endlich Schwester Oberin, daß ich gehen durfte. Da es unmöglich war, ein Pferd zu besteigen, wegen der seichten und schlüpferigen Wege und Pfade, so zog ich in Begleitung einer meiner Schülerinnen auf Schusters Rappen aus. Ich wußte selbst nicht, welchen Weg wir einschlagen sollten. Wir gingen einfach aufs Geratewohl über Klüfte und Stege, über Stock und Stein.

Nach zweistündiger Wanderung befanden wir uns in einer großen Talmulde, wo viele Hütten der Eingeborenen standen. Kaum waren wir bei den ersten derselben angelangt, so sahen wir, wie die Leute zusammenliefen und uns entgegenkamen. Ich wußte nicht, wie ich mir das erklären sollte, ob sie als Freund oder Feind etwas mit uns vor hatten? Ich redete gleich den ersten besten an und fragte nach der Ursache ihres Kommens. Ein stämmiger Mann sagte mir offen und ehrlich, daß sie sich sehr freuen, daß ich endlich einmal komme. Sie hätten schon zwei Tage nach mir ausgeschaut. Doch da es regnete, dachten sie, ich könne nicht kommen. Weil aber heute das Wasser sich änderte, wußten sie sicher, daß ihr Wunsch in Erfüllung gehe. „Deshalb“, sagte er, „sind wir schon heute früh zusammengeströmt, um dich willkommen zu heißen!“

Ich war sprachlos und konnte keinen Zusammenhang finden. Doch nachdem ich meine Gedanken wieder etwas gesammelt

hatte, fragte ich, was sich denn hier zugetragen und ob sie denn nach mir geschickt hätten. Sie sagten: Wir haben nicht nach dir geschickt. Jedoch am Montag starb Mtembane, eine treue Tochter unseres Stammes. Vor ihrem Sterben rief sie uns alle zusammen und sprach: „Meine lieben Stammesbrüder und -Schwestern, ich gehe jetzt heim zu meinen Ahnen. Meine Heimat dort ist dunkel, denn ich darf wegen meiner amacala (Sünden) nicht in die lichte Heimat, die ich in der Ferne schaue. Doch der Große Große (Unkulunkulu), der dort Herrscher ist, will meinen Bruder, der mir hier krank zur Seite liegt, bald in dieses schöne Land holen. Sagt der weißen Jungfrau, die bald zu euch kommen wird, sie solle ihm und auch euch den Weg dahin weisen. Ich habe auf sie gewartet und mich gesehnt, dorthin zu gehen. Doch ich darf noch nicht. Mir ist um meiner Sünden willen der Paß für dorthin versagt. Mein Herz bricht mir, nachdem ich die Schönheit des großen Herrschers geschaut. Doch durch meine Sehnsucht und mein Verlangen hoffe ich hinzukommen. Lebt wohl, meine Brüder und meine Schwestern. Grüßt mir die weiße Jungfrau und hört und befolgt, was sie euch sagt, denn sie ist eine Gesandte des Großen Großen.“ (Unkulunkulu.) Mit den Worten: „Großer Großer, ich liebe dich!“ verschied sie mit einem seligen Lächeln auf den Lippen.

„Gestern haben wir sie begraben. Komm mit uns, wir zeigen dir ihr Grab.“ Ich stand ganz erschüttert da und betete für ihre Seelenruhe. Es war ein merkwürdiges Ereignis. Ich konnte mich mit meinen Gedanken gar nicht zurecht finden. Wachste ich oder war das alles ein seliger Traum! Doch bald wurde ich aus meinen Gedanken herausgerissen, als man mich bat, mit ihnen zur Hütte des Kranken zu ziehen. Als wir dort ankamen, machte mir der Kranke gar nicht den Eindruck, als ob es schlimm um ihn bestellt wäre. Er hüftelte zwar etwas, doch seine Augen schauten so klar umher; er konnte sich auch etwas bewegen und hatte eine ganz normale Temperatur.

Er begrüßte mich auf das herzlichste und erzählte mir, daß seine Stunden gezählt seien, und er bald sterben würde. Vorher aber sollte ich ihm den Weg zu dem schönen Land, wovon ihm seine Schwester vor ihrem Heimgang erzählte, zeigen und ihm helfen, dahin zu kommen. Ich redete mit ihm durch einen Dolmetscher; denn der Xosa-Sprache war ich noch nicht mächtig, vom lieben Gott, vom schönen Himmel und erklärte ihm die Notwendigkeit der heiligen Taufe. Alle Anwesenden lauschten mit sichtlichem Interesse. Er unterbrach mich immer mit Zwischenfragen. Zum Schluß bat er mich mit einem solchen Drängen und Verlangen, ihn sofort zu taufen. Alle unterstützten ihn mit innigen Bitten, ich solle ihm doch seinen Wunsch gewähren. Ich aber hatte Bedenken, denn er war ein Junggeselle von ungefähr vierzig Jahren und außerdem machte er nicht den Eindruck

eines Sterbenden. Wir Laien dürfen ja nur die Taufe in Todesgefahr spenden und dann nur, wenn kein Priester zur Stelle ist.

Ich sagte ihm deshalb, daß ich den hochwürdigen Pater Missionar zu ihm schicken werde. Das ließ er aber nicht gelten. Er weinte bitterlich und redete seine tote Schwester an: „Du hast gesagt, der Große Große wolle mich im Lichte haben und die weiße Jungfrau würde mich hinbringen; doch nun verweigert sie es mir, und ich fühle, daß ich bald sterben werde. O, ich Unglücklicher. Weiße Jungfrau, ich bitte dich, gib mir doch einen Paß zum Himmel, von dem du gesprochen hast.“ Bei diesen Worten fiel er vor mir auf die Knie und mit ihm alle Anwesenden. Ich trug nun auch keine Bedenken mehr; erweckte Reue und Leid mit ihm und taufte ihn auf den Namen Josef. Dann stellte ich alle Folgen meiner Handlung dem heiligen Josef anheim. Es war niemand glücklicher, als unser neugetaufte Josef selbst. In seiner Jugend hatte er etwas lesen gelernt. Ich gab ihm darum einen Katechismus.

Auch brauchte ich keinerlei Bedenken zu haben, denn unser hochwürdiger Pater Missionar war mit Ischias ans Bett geheftet und konnte wochenlang keine Missionsdienste verrichten. Mehrere Male besuchte ich meinen neugetaufsten Schützling. Er nahm sichtlich an Kräften ab. Doch jedesmal erzählte er mir, was er im Katechismus gelesen. Er war glücklich wie ein Kind. Als ich nach vierzehn Tagen hinkam, fand ich, daß es mit Josef dem Ende zuing. Da gerade ein durchreisender Priester auf unserer Mission weilte, so bat ich ihn, ihm die heilige Ölung zu spenden. Sonntags nach dem Gottesdienst gingen wir hin, der Priester und ich, begleitet von allen unsern Kindern. Der Priester holte dann die Taufzeremonien nach, spendete ihm die letzte Ölung und verrichtete eine Andacht in der Hütte des Kranken. Josef betete mit schwacher Stimme mit. Sein Antlitz hatte etwas Überirdisches, als lebe er nicht mehr auf der Erde.

Nach drei Tagen kam die Nachricht, daß Josef heimgegangen sei ins Land seiner Sehnsucht. Sicherlich ist er dort oben ein großer Fürbitter für seine Stammesgenossen geworden.

Heute ist in jener Talmulde eine katholische Schule und eine Katechetenstelle und jeden Sonntag wird das heilige Meßopfer dort dargebracht.

Wie wunderbar sind doch Gottes heilige Fügungen. Ich weile jetzt in einem andern Missionsgebiete, doch der Eindruck, den ich damals gewann, läßt sich nicht mehr verwischen.

Wie wunderbar wirkt doch Gott oft in den Seelen! Sicherlich hat Josef durch eine besonders gute Tat im Leben diese große Gnade verdient, im heiligen Unschuldskleid der Taufgnade sterben und in das ewige Jerusalem einziehen zu dürfen.

Wer möchte nicht auch so schön sterben?